

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 104.

Berlin, Montag den 30. August

1841.

R u s s l a n d.

Einiges aus dem Altrussischen Volkskalender.*)

Bei dem hohen Interesse, welches besonders Sacharow's in den Russischen Schulen eingeführtes Werk: „Alte Sitten und Gebräuche“ (4 Bände), nebst der wahrhaft klassisch zu nennenden Sammlung Sacharow's: „Sprüchwörter und Redensarten“^{**)} für diese Gegenstände mit Recht erweckt haben, dürften auch die nachstehenden Mittheilungen einige Beachtung finden, zumal sie vielleicht nicht uninteressante Vergleichen veranlassen könnten.

Die Altrussische Gastfreundschaft, welche selbst das Ausland als auszeichnendes Charakteristikum auch den Russen ehrend zuerkennt, ist bei diesen in der That so gänzlich naturalisirt, daß sogar deren Bezeichnung durch „Salzbrod“ und „Salzbrodthum“^{***)} völlig unerreichbar erscheint. Fast alle feierliche Gebräuche hängen hiermit, mehr oder minder genau, zusammen; dafür zeugen die hier zunächst folgenden Sitten, Lebensregeln und Sprüchwörter:

Trat Jemand zur Zeit des Mittags- oder des Abendessens in ein Haus ein, so sprach er erst sein Gebet vor dem Weibbilde des Schutzheiligen im Zimmer, grüßte dann, mit den Worten: „Brod und Salz“, und erhielt vom Hausherrn den Willkommen: „Brod zu essen, lassen wir Dich ein.“ — Nach der Mahlzeit wurde ein neues Tisch Tuch aufgelegt und Brod und Salz aufgetragen, woraus die Redensart: „Brod und Salz kommt nicht vom Tische“ wahrscheinlich entstanden ist. Diese soll ausdrücken, daß Jemand gastfrei und in seinem Hause Alles vollaus sey — und ist also gleichbedeutend mit der: „Sein Haus ist eine volle Schale“, oder: „Eine Hand im Honig, die andere im Syrup“, und: „Was häßt er sich nicht gefühlt, wie der Käse in der Butter sich scheidet.“ — Gastfreundschaft war stets und so sehr Leidenschaft der Russen, daß, wenn Jemand zu einer Zeit eingetroffen, in welcher ihm weder ein Mittag-, noch ein Abendbrod angeboten werden konnte, der Wirth, indem er ihm das Geleit gab, gewiß ernstlich betrübt zu ihm sagte: „Sei nicht böse; Du hast wie beim kalten Ofen gefessen.“

Als Dankagung galt der Spruch: „Bei'm Brodte Salz genug“ — oder: „Die Augen sehen nicht“ (nach Mehr). — Eine alte Bekanntschaft und Freundschaft anzudeuten, sagt man: „Unsere Väter schon führten Brod und Salz zusammen.“ — Vor Alters meinte man auch, der Mensch, der zu Hause geliebt werde, thue nichts Böses — und sagte deshalb: „Salz und Brod (also Häuslichkeit) führt auf nichts Böses.“

Bei der Grundsteinlegung zu einem neuen Hause wurde ein Geistlicher eingeladen, ein Molöben (Gebet für den bestimmten Fall) gesungen und unter den Grundstein eine Anzahl Münzen gelegt, der Schluß der Ceremonie aber durch Bewirthung aller dabei Anwesenden mit einer Mahlzeit gemacht. — Bei Richtung des Gebäudes beobachtete man folgenden abergläubischen Gebrauch: damit die Hausbesitzer glücklich und gesund bleiben möchten, erstachen sie einen Hahn, schnitten ihm den Kopf ab und verscharrten diesen in der vorderen (Weibbild-?) Ecke; und alles dies geschah mit vieler Geheimnißkrämerei. — Nach Vollendung des Baues wurde wieder ein Molöben gehalten und das ganze Haus, zusammen mit der Dienerschaft, mit Weihwasser besprengt — (wie noch jetzt nicht selten bei einem bloßen Quartierwechsel geschieht). Beim Einzuge in das neue Haus oder in eine neue Wohnung, brachte (und bringt) man vor Allem zuerst das Weibbild nebst Brod und Salz, demnächst aber einen Hahn und eine Henne dahin. Sobald hier Alles geordnet ist, erfolgt das Nowosselje (Neuhaus): der Weibschmaus mit den Bekannten und Verwandten, welche ihrerseits den Gastmahlgebern Brod und Salz (oft in Gestalt von Kuchen) zuschicken. Bei dieser Gelegenheit pflegte das Brod aus einem Teige von Butter und Eiern zu seyn; und je reichlicher diese Sendung, desto größer erschien des Senders Aufmerksamkeit und die Ehrenbezeugung. Die Reichen schickten wohl auch ein silbernes Salznapfchen mit, und Viele fügten dazu noch Geschenke an Thee, Zucker und Federvieh, (lebendes oder todes Geflügel — heutzutage oft die kostbarsten Geschenke jeder Art, immer aber auch etwas Brod und Salz).

Für den Verreisenden war das ganze Haus beschäftigt: die Einen heizten die Badestube, die Anderen backten Zuderbrod (Zwieback), Pirogen (Kuchen^{*)}), Brezeln und andern Mundvorrath, als „Begezebrung“. Am Tage der Abreise selbst hielt man eine Messe ab und ließ den Priester ein Gebet um glückliche Reise (Propemptikon) lesen. Auf den Tisch legte man ein Schwarzbrod, daneben stellte man das Salz; dann setzten sich Alle, schlossen zuvörderst jede Thür und verrichteten, nachdem sie eine Zeit lang zusammengesessen hatten, stehend ein Gebet. Nach der Trennung setzte man die Zimmer nicht und brachte das Kehrlicht auch nicht hinaus, „um nicht die Spur des Geschiedenen zu verwischen.“ Das Brod, welches beim Abschiede auf dem Tische gelegen, ließ man volle 24 Stunden lang unangeschnitten.

Bei der Geburt eines Kindes legte man, wenn dasselbe gewaschen wurde, Silber- und Gold-Münzen — unter Armen: einen silbernen Ring — in den Waschnapf (wie hier, für die Bademutter?). Der Kindbetlerin brachte man Brodschnitten, mit Salz bestreut, welche sie durchaus, wengleich in ganz kleinen Bissen, verzehren mußte. Bevor der Mutter und dem Kinde das Gebet gesprochen, verließ Niemand ihr Haus. Beide wurden täglich ins Bad gebracht, gewaschen und mit dem Babebesen (aus Birkenreisern) gerieben; dabei rief man: „Das Bad ist die zweite Mutter.“ Hierauf gab man dem Kinde ein Dekolt von Bier, gebackenen Pflaumen, Rosinen, Ingber und Salgantwurzel (marantha galanga). Eine Diät nach der Entbindung wurde in keiner Hinsicht beobachtet, sondern Alles: sauer, salzig, fett, gegeben; ja man redete sogar der Kranken zu, mehr zu essen, indem man sagte, davon verginge die Krankheit rascher. Eben so reichete man der Wöchnerin spitzglasweise einen Kräuterwein. Alle Bekannten und Verwandten besuchten sie und bringen ihr Gold-, Silber-, oder mindestens doch Kupfer-Münzen, auf dem Lande außerdem noch Pirogen, Pfefferkuchen und Äpfel, „für's Zähnen.“ (Dies wird ihr unter das Kopfkissen gelegt und soll dem Kinde das Zahnen erleichtern. Für das erste Zähnen bekommt die Amme ein ähnliches Geschenk noch jetzt). Bis zur Taufe legte man den Säugling nicht in die Wiege. Gewöhnlich taufte man am dritten Tage, bei Schwäche des Kindes jedoch unmittelbar nach der Geburt. Dem Neugeborenen legte man den Namen desjenigen Heiligen, auf dessen Tag die Geburt gefallen, oder den vom achten Tage nach derselben, bei. Niesete das Kind bei der Taufe, so rief man ihm zu: „Bekreuz dich, Christus ist mit dir!“

Bei der Taufe schickte man dem Vater oder der Mutter bisweilen eine runde süße Piroge. An ertlichen Orten herrscht jetzt noch die Sitte, der Wöchnerin nach dem Kindtaufen eine Schüssel mit Pirogen und Lepschen (Pfannentuchen) zu schicken; unter diesen Pirogen liegt dann ein Geldgeschenk, und dazu ergeht für den Säugling der Glückwunsch: „Dich lasse Gott trinken, nähren, großwachsen und unter dem goldenen Kranze stehen, und aber auf deiner Hochzeit schmausen!“ Nach Verlauf von neun Tagen mußte sich die Wöchnerin mit der Hebeamme die Hände waschen. Dies bestand darin, daß Erstere der Letzteren dreimal die Hände benetzte, während die Gaste Silbergeld in das Wasser legten, zuletzt aber die Bademutter Geld nebst Seife, Leinwand und Hauslinnen bekam. — Nach dem ersten heil. Abendmahlgenusse empfing man den jungen Christen, bei seiner Rückkunft aus der Kirche, mit Brod und Salz; und in die Wiege^{**)} legte man ihm Brodrinden — dazu, wenn es ein Knabe war: einen kleinen Bogen und Pfeil; war es aber ein Mädchen: eine Spindel. Wurde das Kind unrubig, so fügte man hierzu noch ein Sträußchen Mannstreu. (Carduus acanthoides, oder Centaures benedicta Lep.?)

Die Hochzeitfeierlichkeiten waren in Russland früher sehr verschiedenartig.^{***)} Bei der Mitgift, die in des Bräutigams Haus gesendet wurde, befand sich jederzeit ein Weibbild nebst Brod und Salz; an einigen Orten auch ein ganz besonderer Kuchen, dem dann aber Brod und Salz erst am zweiten Hochzeitstage folgten. Man führte zur Trauung und bewillkommte nach derselben mit Brod und Salz; in Kursk trug man sogar in die Kirche ein Stück Brod in einer mit einer Serviette bedeckten Schüssel. Bei

*) Oder auch Pasteten?

**) Denn auch Unmündige genießen schon das heil. Abendmahl.

***) Für die von Sibirien und von Kursk bezieht sich die Verfasserin auf deren umständliche Darstellung in ihren „Schilderungen von Sibirien“ und in ihrem früheren Artikel: „Beschreibung von Kursk.“

*) Nach „Notizen über die vaterländische Vorzeit“, von Mad. A. W. delev, im „Russischen Courier“ Juniheft (s. d. Magazin Nr. 97).

**) Ähnlich der Deutschen von Körte.

***) Eigentlich: Brod und Salz — Brod und Salz thum.

der Rückkehr aus der Kirche, wenn man mit den Heiligenbildern und mit Brod und Salz gratulirt, die jungen Eheleute mit Hopfen und kleinen Silbermünzen zu überschütten, ist jetzt in den Städten völlig eingestellt und findet sich nur noch in einigen Gubernien unter den Landleuten. Die Reichen ließen bei der Rückkunft von der Trauung Fäßchen mit Bier und Wein für die zusammengekommenen Zuschauer „herbeirollen.“ Für die Hochzeitstafel backten die Reichen süße Kuchen, die Armeren aber und die Dörfler schmauften Pirogen und eine Henne. Am zweiten Hochzeitstage beschenkte die junge Frau ihres Mannes Verwandte, Schwiegervater und Schwiegermutter, mit Hemden; bei Wohlhabenderen gab sie dem Ersteren Tuch zu einem Rocke, der Letzteren Stoff zu einem Kleide, den Uebrigen, nach Maßgabe der Verwandtschaftsnähe: entweder ebenfalls zu Anzügen, oder Tücher. Auf den Dörfern schenkt man sich noch jetzt Handtücher, die mit rother Baumwolle zierlich ausgenäht sind (wie man im Altenburgischen und im Schwarzwalde z. B. auch Handtücher mit buntgenähten Bibel- und anderen Weiße-Sprüchen findet). — An einigen Orten mußte die junge Frau, zum Beweise ihrer Geschicklichkeit, am Tage nach der Hochzeit einen Kuchen backen. Wenn dann bei Tische dieser Kuchen aufgetragen wurde, reichte dieselbe Wein umher; und jeder Gast, nachdem er getrunken, legte ihr Geld auf das Präsentirtbrett. — Alle bei der Hochzeit Gewesenen schickten dem jungen Paare nachher Brod und Salz.

Die Feier der Namenstage war gleichfalls sehr mannigfaltig. Die ersten Bewohner Sibiriens stammten meistens aus den nördlichen Provinzen Rußlands. Unter ihnen befanden sich besonders viele Kowgoroder; aber, obschon in Sibirien einheimisch geworden, bewahrten sie doch ihre Russischen Nationalitten in der ursprünglichen Reinheit. An seinem Namenstage hörte man nicht nur die Messe früh, Mittags und zur Besper, sondern hielt noch außerdem, zu Hause oder in der Kirche, ein Moleben. Unterdessen backten die Angehörigen daheim Pirogen und schickten solche, zu drei bis vieren, je nach der Familie, an die Verwandten und Bekannten umher. Der von ihnen hiermit Abgeschickte sprach, indem er die Kuchen am Orte ihrer Bestimmung auf den Tisch stellte: „Das Namenstagskind sendet durch mich seine Grüße und diese Kuchen, und läßt euch bitten, bei ihm Brod zu essen — (oder: Thee zu trinken).“ — Wenn es dann einen Imbiß oder einen Nachtisch gab, so bereitete man eine Pastete aus gesäuertem Teige mit Salzstücken in Zwiebeln, oder einen runden Kuchen mit einer Henne. Beim Schmause reichte man zwischen dem feinen Gebäck einen süßen Kuchen umher und trank dabei die Festgesundheit. Vor Alters backte man große Pirogen mit Käse und Eiern, oder irgend einer anderen Füllung; diese hießen Pracht- (Fest-) Kuchen und wurden immer am Schlusse der Tafel gegeben, sind aber gegenwärtig durch den runden Kuchen verdrängt. — In Kurland schickte man den Verwandten, anstatt der Pirogen, sogenannte „Namenstagskinder“, große Butterteigkuchen ohne Füllung, nur mit Rosinen bestreut, in jedes Haus einen. Ein gleicher Kuchen, aber mit Füllung versehen, war für das Mahl bestimmt und wurde, sobald alle dazu Eingeladenen sich versammelt hatten, über dem Haupte des Festfeierers zerbrochen. Wenn sich hierbei die Füllung aus demselben verstreute, so wurde jenem der Wunsch zugerufen: „Gebe Gott, daß eben so über Dich auch Gold und Silber herabgeschüttet werde!“ — Die Gesundheit des Festhelden brachte man in Sprüchen, wie folgende, aus: „Gebe Gott Dir 100 Jahre zu leben — Gott lasse Dich leben, angesehen werden, Güter erwerben und alle Bosheit überwinden!“ — Gewöhnlich beschenkte man denselben auch mit Geld und anderen Sachen. Fast überall hatten die alten Russen den Brauch, zu Namens-, Geburts-, Hochzeit-, Todten- und Kirchen-Festen Bier und Metb zu bereiten; wer dies aber nicht vermochte, begnügte sich mit Braga (eine Art Russischen Dünnbiers).

Das Ableben und die Bestattung des Menschen sind zwar an den verschiedenen Orten von verschiedenen Gebräuchen begleitet, überall jedoch hält man diese als geheiligt in Ehren. In Kurland wird, sobald alle Hoffnung auf Genesung des Kranken verloren ist, nach Bollziehung aller kirchlichen Formlichkeiten, demselben ein Paar Strümpfe angezogen und er in die vordere Ecke unter die Heiligenbilder gelegt. Dann giebt man ihm ein Kreuzifix von Kupfer, oder von Cypressenholz (nur nicht von Silber), und eine brennende Wachskerze in die Hände. Niemals aber wird der Sterbende auf eine Bettstelle gelegt, weil er in solcher, wie man meint, schwerer stirbt — sondern immer auf Peu, oder Stroh. Bei seinem letzten Athemzuge räucher man mit Weihrauch; und wenn er den letzten Hauch ausgeathmet hat, wird er gewaschen, angekleidet und auf den Tisch gelegt (zur Schau). Wer ihn gewaschen hat, behält sein Sterbezeug. Nachher zeigt man der Kirche den Hintritt an, worauf das Sterbegeleit erfolgt. Inzwischen läßt man auch die Psalterleser kommen, welche für den Verstorbenen Tag und Nacht zu lesen haben. So lange der Leichnam noch nicht beerdigt ist, wird täglich zweimal, zur Mittags- und zur Besper-Zeit, das Todtenamt abgehalten. Die nahen Verwandten versammeln sich bei der Leiche; die jungen Mädchen lösen ihr Haar auf und nähen das Todtenhemd, je nach den Umständen, aus Nesseltuche, feiner oder grober Leinwand. — Bei der Beerdigung wird dem Sarge das Kreuzifix, mit weißem Nesseltuche, oder mit Leinwand umhüllt und mit schwarzen Bändern umwunden, zum Begräbnißplatze vorgetragen. Der Beerdigung folgt ein Mahl, nicht allein für die Geistlichen und Verwandten, sondern auch für alle fremden Anwesenden, und dieses heißt „das inbrünstige“. Dann wäscht man erst das ganze Haus, und endlich geht man selber ins Bad. Nach dem 9ten, 20sten und 40sten Tage *)

*) Am 9ten (nimmt man an) beginnt die allgemeine Verwesung; am 20sten die des Herzens, und am 40sten ist das Gesicht nicht mehr erkennbar.

verrichtet man die Pominki (Todtengebete), womit bei den Reichen wiederum Mahlzeiten, bei den Armen jedoch nur die Gedächtnisfeier in der Kirche verbunden ist. Fast Alle, die es vermögen, besorgen ein Mahl für die Armen, opfern in Kirchen und Klöstern und senden auch milde Gaben in die Hospitäler und Gefängnisse. — In Kurland kauften sich ehemals Manche ihre Särge selber und pflegten auch wohl darin zu schlafen. Dabei hatte übrigens ein aus einer Eiche ausgehauener Sarg den Vorzug vor einem tischlermäßig gearbeiteten. — In Irkutsk beobachtete man bei den Beerdigungen fast dieselben Formlichkeiten, wie in Kurland, nur mit einem unbedeutenden Unterschiede: Man gab dem Sterbenden weder Kreuzifix, noch Kerze in die Hände, sondern ließ über ihn von dem Priester ein Abschiedsgebet sprechen. Dann stellte man in irgend einem Gefäße Wasser auf und zündete Weihrauch an. Ein Sterbegeleit fand hier auch nicht statt. Ferner war daselbst bei dem Todtenmahle das letzte Gericht ein Kessel (säuerlicher Mehlbrei); wenn dieses aufgetragen wurde, erhoben sich alle Gäste und stimmten die Priester „das ewige Gedächtnis“ an. (In Kurland thut man dies gewöhnlich nach dem Braten, wobei man zugleich zur Kirche schickt und läuten läßt.) Das erste Gericht waren überall Blinui (große dünne Pfannkuchen).

(Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte des Englischen Zeitungswesens.

(Schluß.)

In Frankreich, wo die Journale kleineres Format haben, ist der Stenograph genöthigt, seine Berichte noch mehr zusammenzudrängen. Der Moniteur ist das einzige französische Blatt, in welchem die Parlaments-Verhandlungen in ihrem ganzen Umfange mitgetheilt werden. Um dies Journal in Bestreitung der Kosten zu unterstützen, welche durch eine Sorgfalt der Art erfordert werden, entnimmt die Regierung selbst so viele Exemplare, als es Pairs und Deputirte giebt. Jeder von diesen erhält ein frei-Exemplar. Diese Einrichtung ist um so mehr nöthig, als Frankreich nicht, wie England, ein Organ hat, welches der Berichterstattung über die Parlaments-Sitzungen gewidmet ist.

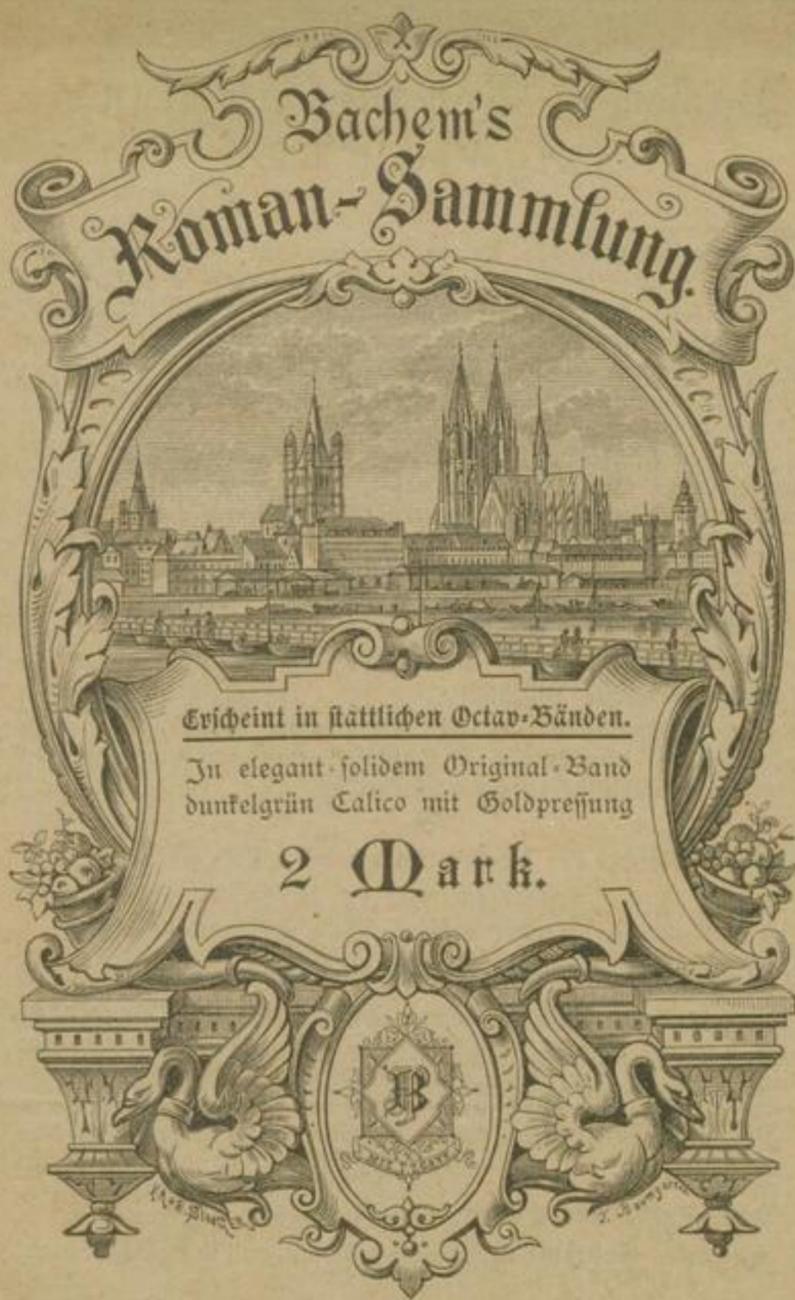
Von den Stenographen, die ich gekannt habe, ist ein Theil bereits gestorben, da ihre großen Anstrengungen ihr Leben oft abkürzten; ein anderer glänzt in der Reihe der Juristen an Plätzen, die sie wohl nie würden erreicht haben, wenn sie nicht einen Theil der Einkünfte, die sie im Dienste der Presse bezogen, zu ihrer weiteren juristischen Ausbildung verwendet hätten. Unter denen, welche das Grab verschlungen hat, war ohne Zweifel der merkwürdigste der arme Proby, der lange Zeit an der Morning-Chronicle arbeitete. Er hatte für dies Journal die Verpflichtung übernommen, über die Sitzungen des Oberhauses zu berichten, und empfing dafür ein jährliches Honorar von 300 Pfund. Außerdem verdiente er über 150 Pfund als Uebersetzer fremder Artikel für ein Abendblatt. Dies Einkommen war mehr als hinreichend für die Bedürfnisse eines Unverheiratheten. Doch der edle Proby war kein Mann, sich damit zu begnügen, und hätte er das Dreifache besessen. Er liebte es, gut zu essen und gut zu trinken, und verbrauchte oft an einem einzigen Mittagmahl, was er an drei Tagen voll Anstrengung verdient hatte. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet wie sein Appetit; ich habe ihn oft in der Sitzung gesehen, wie er ohne Papier und Feder nachlässig zuhörte, wie der erste beste Narr, der aus Neugier hereingekommen, und am folgenden Tage füllte sein Bericht zwei bis drei ungeheure Spalten der Morning-Chronicle, und keine einzige wesentliche Einzelheit war übergangen, wenn es sich auch um die verwickeltesten statistischen Fragen und um Zahlen handelte. Er schrieb zwischen einer Flasche Porter und zwei oder drei Dosen, die mit verschiedenen Tabacken gefüllt waren; Trinken, Schnupfen und Redigiren geschah mit einer Schnelligkeit, die aus Wunderbare gränzte. Proby wußte nichts von den stenographischen Künsten; der Redacteur des Alfred, eines Journals, das vor langer Zeit gegründet wurde und kaum einige Jahre bestand, theilte diese Unkenntniß und konnte an Klarheit, Glätte und Genauigkeit mit der merkwürdigen Gestalt, mit der wir uns hier beschäftigen, eine Vergleichung wagen. Uebrigens war Proby, so lange er der Morning-Chronicle angehörte, durch seinen Anstand, seine Tracht, den Klang seiner Stimme und den rothglühenden Glanz seines Aeußeren ein majestätischer Vertreter seines Standes. Wenn er mit seinem festen gemessenen Schritt und, wie das Wetter auch war, den Regenschirm unter dem Arm, ins Oberhaus ging, so schien er einen Pair des ältesten Geblüts nicht zu beneiden.

Das gute Leben und der Wein mußten mit der Zeit einen verderblichen Einfluß auf unseren Berichtersteller äußern, welcher nicht gewohnt war, für die Zukunft besorgt zu seyn. Nach und nach wurden seine Nachlässigkeiten so zahlreich, so bedeutend und unverzeihlich, daß seine Gönner nach vergeblichen Zurechtweisungen sich genöthigt sahen, ihn zu verabschieden. Noch hätte er sich durch gelegentliche Arbeiten sein Brod verdienen können, doch was ist das Brod für einen Menschen, bei dem zwei Pfund Fleisch und eine Flasche Wein kaum zum Frühstück ausreichen? Man weiß, wie schnell das Unglück solche Naturen fortreißt, die an die strengste Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt sind; doch diejenigen, welche dieses Haltes entbehren, gehen wie im plötzlichen Schiffbruch unter. Proby besaß weder Kraft, noch Besonnenheit, um dem Sturme die Stirn zu bieten. Nur der äußerste Mangel konnte ihn bewegen, einige Entbehrungen zu ertragen; kaum war er im Besiß einiger Guineen, so begann er sein altes Leben mit neuem Ungestüm.

* Vorzügliche billige Unterhaltungs-Bibliothek. *

Jeder Band über 400 Seiten stark.

Wohlfleile Anlage einer werthvollen Privat-Bibliothek.



Erscheint in stattlichen Octav-Bänden.

In elegant-solidem Original-Band
dunkelgrün Calico mit Goldpressung

2 Mark.

Jeder Band inhaltlich und äußerlich ein abgeschlossenes Ganze bildend, auch einzeln käuflich.

Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu
einem Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft dazu zurück; man nahet
sich ihm, aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas,
einen Hausrath in jedem gleichgültigen Moment des Lebens, und erinnert sich so immer
des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses. W. v. Humboldt.

Bachem's Roman-Sammlung.

Zwei-Mark-Bände.

Der durchschlagende Erfolg, welchen die erste Serie von „Bachem's Novellen-Sammlung“ (20 Bände à 1 Mark gebunden) erzielt hat, bestimmte die unterfertigte Verlags-handlung zur Ausgabe einer Reihe von 20 doppelstarken Bänden (à 2 Mark elegant gebunden), um eine Anzahl vorzüglicher Romane größern Umfangs, die in den Rahmen der 1-Mark-Bände nicht passen, bringen zu können.

Für den sorgfältig gewählten Inhalt dieser 2-Mark-Bände gelten dieselben Grundsätze, welche der „Novellen-Sammlung“ die Gunst des Publicums im Stuge erobert haben.

Geist- und herzanregende, poesie- und phantasiereiche, vielfach auch dem wirklichen Leben entnommene Stoffe,

Aussergütliche Vollendung der Form,

Gewählte, ganz aparte Ausstattung und dabei

Sast unerreichte Billigkeit

werden der „Roman-Sammlung“ die gehoffte Anerkennung rasch erzwingen und ihre Bände in Tausende von Familien als gern gesehene Hausfreunde einziehen lassen.

Alle 2 Monate ein Band. Band 1 bis 4 sind erschienen;
Band 5 ist unter der Presse.

In den nächsten Bänden folgen (Abänderung vorbehalten):

Die Osteringen-Haldenstein. Roman von P. Ried.

Im fernem Westen. Americ. Roman von E. v. Berlepsch.

Drückende Fesseln. Roman von M. Lenzen di Sebregondi.

Durch Kampf zum Ziel. Roman von Jos. Flach.

Die Komödianten-Goni. Roman von Walter Vogel.

Feuerhand. Americ. Reise-Erlebnisse von Dr. Karl May.

Das Opfer der Ehre. Roman von P. Ried.

Sagar's Geheimniß. Americ. Roman von E. v. Berlepsch.

Köln.

Die Verlags-handlung

J. P. Bachem.

1. Band: Früher Morgen, goldener Tag.

Roman von Maria Lenzen di Sebregondi.

Der Roman beweist die überaus glückliche Sorgfalt des Verlegers für sein neues Unternehmen; um es recht volkstümlich zu machen, wählt er nur das Allerbeste. Nicht allein, daß die eigentliche Erzählung fein erfunden und tief empfunden ist, daß sie von hohem sittlichem Geiste getragen und belebt wird, sie ist auch auf das spannendste entwickelt und gesteigert und enthält sehr zahlreiche von trefflichster Lebenskenntnis und Charakterforschung zengende Einzelheiten, welche nur ein ganz bedeutendes schriftstellerisches Talent so glücklich und zart abgetönt wiederzugeben vermag. Die Verfasserin führt uns zwar in die feinste Gesellschaft, in die ziemlich abgeschlossenen Kreise des alten westfälischen Adels; sie weiß aber dieselben so eingehend und liebevoll zu schildern und die einzelnen Personen so geschickt und lebendig zu charakterisieren, daß dieselben sofort unsere volle und ganze Theilnahme erwecken und festhalten. Alle einzelnen Gestalten sind lebenswahr und dabei doch originell gehalten.

(Wochen-Kundschau f. dram. Kunst, Musik, Litt.)

Es ist kein trüber Morgen, den die Bachem'sche Zwei-Mark-Roman-Bibliothek in dem Erstling ihrer Erscheinung feiert, obgleich derselbe den Namen trägt „Früher Morgen, goldener Tag.“ Es ist sogar ein glänzendes Werk im ersten Rang, das die vielversprechende Sammlung unter diesem Titel an dem reichbesetzten Litteraturhimmel heraufführt. Maria Lenzen di Sebregondi hat in dem vorliegenden Roman ein höchst lebensvolles Gesellschaftsgemälde gezeichnet, in welchem sowohl der Gang der äußeren

Ereignisse als die psychologischen Entwicklungen das höchste Interesse bieten.“ (Bayr. Kurier.)

Wir müssen gestehen, daß, als wir den 422 Seiten starken Band in die Hand bekamen, unsere Erwartungen weit übertroffen wurden. Die Bachem'sche Verlagsbehandlung bringt hier eine Haus- und Familien-Bibliothek auf den Markt, die, was zunächst äußere Ausstattung betrifft, geradezu prächtig ist.

(Vaterland, Wien.)

„Früher Morgen, goldener Tag“ ist wirklich ein guter Roman, spannend von Anfang bis Ende, gewandt in der Darstellung, gesund in der sich hindurchziehenden sittlich-religiösen Gesinnung.“ (Theolog. Litter.-Bericht.)

Der Roman behandelt die Familiengeschichte eines westfälischen Grafengeschlechtes, und man darf es der Verfasserin nachrühmen, daß sie das Local- und Gesellschafts-Colorit auszeichnet zu wahren wußte. Es kommt ihr dabei zu statten, daß sie eine praktische Geschichtlichkeit für Detailmalereien hat und den Leser in die verborgensten Geheimnisse des gräflichen Lebens, in dessen seelische wie in dessen pecuniäre Sorgen einzuführen versteht. Es wird so an manchen Stellen der Roman über den Standpunkt der gewöhnlichen Fabulierung hinaus zu einem interessanten Gesellschaftsgemälde der Zeit.“ (Deutsches Adelsblatt.)

Die Verfasserin zeigt überall, daß sie Meisterin in der Charakterzeichnung, in der Schilderung der Seelenzustände und in der Darstellung packender Scenen ist.“ (Litterat. Handweiser.)

2. Band: Der Erbe von Weidenhof.

Roman von F. von Pelzel.

Unter dem obengenannten Titel tritt uns ein Roman entgegen, der unser hohes Interesse in Anspruch nimmt. Die Diction ist eine so gewandte, daß uns das Ganze unwillkürlich in hohem Maße fesselt.“ (Deutsches Adelsblatt.)

Band 1. „Früher Morgen, goldener Tag.“ von Maria Lenzen di Sebregondi. Band 2. „Der Erbe von Weidenhof.“ von F. v. Pelzel. Wir möchten den ersteren einen feinen Gesellschaftsroman nennen. Der zweite ist ohne Frage anregender und mannichfaltiger in seiner Entwicklung. Beides sind aber gediegene, gut geschriebene Romane, die unsern Lesern empfohlen werden können.“ (Neue Preuß. [Kreuz.] Zeitung.)

Dieser als 2. Band aus Bachem's Roman-Sammlung erscheinende Roman bewegt sich in den höheren Gesellschaftskreisen der österreichischen Kaiserstadt. Durch das sensationelle seiner Handlung und überraschende Wendungen in derselben wird es ihm an einem das Spannende liebenden Lesepublicum nicht fehlen, zumal mancherlei Leidenschaften und Ver-

irrungen der Darstellung einen lebhaften dramatischen Impuls geben.“ (Sächsische Ztg.)

Gleich Anfangs tritt die Handlung in den Vordergrund, so daß der Leser mit ungetheiltem Interesse der spannenden Entwicklung folgt. Die Schattenseiten des Lebens einer Großstadt werden in höheren Kreisen anschaulich geschildert. Im Uebrigen verweisen wir wegen der von uns oft hervorgehobenen Vorzüge der Bachem'schen Romane auf die früheren Anzeigen.“ (D. Litteraturbl., Gotha.)

Der erste Band des neuen Unternehmens (enthaltend den Roman „Früher Morgen, goldener Tag.“ von Maria Lenzen di Sebregondi) fand bei Publicum und Presse eine durchgängig so warme Aufnahme, daß dies den Verleger zur Beschleunigung der Herstellung des zweiten Bandes veranlaßte, welcher den vorstehend genannten, gewandt geschriebenen Roman enthält. Derselbe erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zu Ende anhaltende Spannung.“ (Magdeburger Ztg.)

(Magdeburger Ztg.)

Durch reiche Handlung und lebendige Schilderungen erregt der Roman Spannung bis zu Ende. Einige Szenen sind hoch dramatisch. Wie die Sachem'schen Romane alle, ist auch dieser von fittlichem Gruss durch-

weht... Uebrigens ist jeder dieser Bände sowohl inhaltlich wie äußerlich ein durchaus selbständiges Ganzes; es kann jeder Band einzeln bezogen und einzeln verschickt werden. (Eiberfelder Zeitung.)

3. Band: **Alda Benzoni.**

Roman. Nach Melati von Java von **Leo van Heemstede.**

„Einen ganz außergewöhnlichen Charakter zeichnet uns Melati von Java im dritten Bande der Sammlung. Wir meinen nicht die Titelheldin — eine glänzende Erscheinung, aber ohne Tiefe des Geistes und Gemüthes, die ihr tragisches Schicksal selbst verschuldet — nein, die unscheinbare, aber um so gediegendere Judith. Für diese weiß uns die Erzählerin lebhaft zu interessiren. Liebevoll versenken wir uns in die eigenartige Lebensanschauung, die sich in diesem Kopfe gebildet und die dieser Mund so geistvoll zu vertreten weiß, und mit Achtung neigen wir uns hier vor dem Heldenthum der Resignation, weil es ein echt weibliches ist. Köstlich sind die zwei Tanten gezeichnet und ebenso fein das Urbild philisterhaften Phlegmas, der Rentmeister Sagen, und der „geistreiche“ Hausfreund Bruidman, dem wir seinen Korb von ganzem Herzen gönnen. Holländisches Stillleben in seiner Beschränktheit und patriarchalischen Gemüthsart ist vortrefflich zur Darstellung gebracht; geabelt erscheint es durch die innere Vornehmheit unserer sinnigen Denkerin. Wie wirksam hebt sich von diesem Stillleben die fahrende Romantikerin-Grieten, des alten Benzoni ab und seiner Tochter, die er zu sich herüberzureißen vermag von der Seite eines liebenden Watten — in den Taumel dieser Laufbahn mit ihren rauschenden Erfolgen und Triumpfen, ihrer heimlichen Oede und ihrem Weh! Die Uebersetzung von Heemstede liest sich sehr gut.

Als angenehme Beigabe schließt diesen dritten Band ein allerliebster Lebensbildchen, wirksam besonders durch die Gegenüberstellung zweier Contraste: „Ein Lichtbild“ von M. Herbert, Verf. des bekannten Romans: „Das Kind seines Herzens.“ (Vaterland, Luzern.)

Der vorliegende Roman, den dritten Band der Sammlung bildend, gehört zu den besten

Erscheinungen auf diesem Gebiete. Es ist ein Roman, dessen wir uns aufrichtig freuen können. Er fesselt uns und spannt in hohem Grade, und dies Resultat ist um so erkannlicher und ein desto stärkerer Beweis für das dichterische Talent der Verfasserin, als die eigentliche Handlung in Kreisen spielt, welche von der Romantik des Lebens wenig besitzen, aber sie birgt in sich Szenen des höchsten Glüdes, welches das Leben zu bieten vermag, und zugleich die schärfsten Conflicte, welche im Schooße der Familie zu entstehen vermögen. Vieles zu schildern ist die Feder der Dichterin mächtig genug. Sie erfreut uns, sie erschüttert uns, sie reißt uns durch ihre brillante Darstellung gleichsam willenlos mit. Eine tiefe Kennerin des menschlichen Herzens, vorab des weiblichen, weiß sie dessen Irrwegen nachzugehen, ohne sich in dem Labyrinth zu verlieren; sie schildert die langsame Entstehung der Reizung in dem Herzen der allzeit verständigen, aber gefühltesten Judith eben so meisterhaft, wie die meteorartig auftauchende stürmische Liebe Steeland's zu Alda. In Alda und Judith zeigt sie so recht ihr großes Talent in Zeichnung der Charaktere. Die dem Bande noch angefügte kleine Novelle von M. Herbert ist nicht ohne eigenartigen Reiz.“ (Literar. Handweiser.)

„Der dritte Band enthält den Roman „Alda Benzoni“, eine fein ausgearbeitete Erzählung, voll Lebendigkeit der Schilderung und von treffender Lebenswahrheit. Beigegeben ist eine Novelle „Ein Lichtbild“ — klein, anspruchslos, aber aus dem Leben gegriffen.“ (Augsb. Postztg.)

„Es ist eine recht interessante und hübsch durchgeführte Erzählung; die Handlung spannend. Zur Completirung des Bandes dient die stimmungsvolle Novelle „Ein Lichtbild“. (Konstitut. Vorstadt-Ztg., Wien.)

4. Band: **Ein kaltes Herz.** Roman von **Euno Bach.**

Die Wüstenräuber. Erlebnisse einer Africa-Expedition durch die Sahara von **Dr. Karl May.**

Mit letztgenanntem Werk wird eine Literatur-Specialität in die „Roman-Sammlung“ eingeführt, deren Eigenart dem bekannten weitgereisten Verfasser neue Freunde erwerben wird.

5. Band: **Die Hexe von Scharnrade.** Roman von **Herm. Hirschfeld.**

Prinzessin Irrlicht. Roman von **M. v. Pelzeln.**

H. Hirschfeld erzählt spannend aus Hamburg's Vergangenheit zur Zeit des ersten Napoleon, während M. v. Pelzeln eine Herzengeschichte aus der höheren Gesellschaft mit merkwürdigem Vorwurf behandelt.

Ich hatte ihn mehrere Monate aus dem Gesicht verloren, als seine imposante Gestalt eines Tages in meinem Bureau erschien. Doch welsch' ein Wechsel war in seinem kurz vorher noch so aristokratischen Aeußeren vorgegangen! Der Regenschirm war an seinem gewohnten Platze, unter dem linken Arm, nach vorn geneigt; doch die Stelle des feinen, sorgfältig geordneten Gewandes hatte ein wertloses, unansehnliches Linnenkleid eingenommen; eine Handvoll Mehl, das Geschenk einer mitleidigen Köchin, hatte auf seinem Haar den feinen Puder ersetzt, mit dem es in besseren Tagen bedeckt war; der Hut, den er trug, mochte ursprünglich wohl eines Edelmanns vornehmes Haupt bedeckt haben, doch, wie Proby, ein Spielball des feindlichen Geschicks, war er seit der Zeit so sehr heruntergekommen, daß der Fuhrmannsknecht, dessen Grobmuth ihn Proby jedenfalls verdankte, ihn nicht mehr tragen mochte. Seine Schuhe, deren ursprüngliche gräuliche Farbe die Wische nie geändert zu haben schien, waren, anstatt, wie früher, mit seidnen Bändern, mit sehr unfauberen Stücken von Bindfaden gebunden. Gleichwohl war seine Gestalt frisch und blühend, sein Auge hatte Nichts von seiner unwandelbaren Heiterkeit verloren. Sein Betragen, würdevoll, wie immer, zeigte, wie sehr er fühlte, daß er durch die peinliche Lage, in der er sich befand, an seinem wahren Werthe nichts verliere. Ohne die geringste Bemerkung über dieselbe, bat er mich schlicht um Beschäftigung. Ich versprach ihm, zu sehen, was sich für ihn thun lasse, und bat ihn, mir seine Wohnung anzugeben. Der arme Teufel zeigte mir an, daß er in Norwood im Arbeitshause wohnhaft sey. Ich war gerührt, ich gestehe es, als ich an die Magenbeschwerden dachte, welche das einzige Wort „Arbeitshaus“ für einen Menschen wie Proby aussprach; ein kleines Glas saures Bier, ein Stück schwarzen, barten Brodtes und ein Brocken mehr als duftenden Käses an der Stelle seiner schwelgerischen Mahlzeiten.

Diese traurigen Vorstellungen machten es mir unmöglich, Proby nach Norwood zurückzuschicken, ohne seine Bekanntschaft mit dem Roastbeef und dem alten Porter erneuert zu haben. Nach Tische gab ich ihm die Versicherung, ich wolle sofort Anstalten treffen, seine Lage zu verbessern. Acht Tage darauf war er im Redactions-Bureau angestellt, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet. Er erfüllte seine neuen Amtspflichten mit Eifer und Genauigkeit, kam regelmäßig zu seinem Geschäfte, führte es bereitwillig und guten Muthes zu Ende, und die vollbrachte Arbeit wurde der Gegenstand unserer Unterhaltungen. Leider hatte seine Gesundheit zweimal hinter einander zu große Erschütterungen zu erleiden, als daß es ihm möglich gewesen wäre, seine Beschäftigung fortzuführen. Er wurde am Ende wassersüchtig und mußte das Bett hüten, doch sein unverwundlicher Appetit verließ ihn auch jetzt noch nicht. Während seiner letzten Krankheit aß er täglich ein Pfund Fleisch und trank ein Maß Wein, so verstand er die ärztliche Verordnung, welche ihm vollkommene Diät vorschrieb. Zwei Stunden vor seinem Tode verschlang er eine ungeheure Portion Thee und zwei Stücke gerösteten Brodtes. Bald darauf kamen wir zu ihm, sein Arzt und ich. Der Kranke athmete nur noch mühsam und röchelte entseztlich. Der Arzt fühlte ihm den Puls und sprach mit leiser Stimme, indem er sich gegen mein Ohr neigte: „Alles ist vorbei; der Arme lebt nicht mehr zwölf Stunden.“ Wir entfernten uns alsbald und trugen der Wärterin auf, Alles für das Begräbniß zu besorgen. Kaum waren zehn Stunden verstrichen, so richtete sich Proby auf seinem Lager empor und sprach mit fester Stimme zu der Frau: „Ich hab' es wohl gehört, meine Liebe, was der Arzt gemurmelt hat; doch er täuscht sich mehr, als je. Ich bin ihm schon einmal entschlüpft, und es wird diesmal nicht anders gehen.“ Dies waren seine letzten Worte. Eine halbe Stunde darauf war er verschieden.

Ein anderer meiner Stenographen hatte ein nicht minder merkwürdiges Schicksal. Der Sohn eines Hirten, hatte er es durch Fleiß und mannigfache Anstrengungen endlich durchgesetzt, in das Alumnat einer Universtät aufgenommen zu werden; hier zeichnete er sich vor allen seinen Genossen aus, doch anstatt den zwar beschränkten, aber sicheren Weg einer Professur einzuschlagen, wollte E. eine glänzende Carrière machen und stürzte sich in das große literarische Leben. Doch hier erfuhr er bald, wie wenig wissenschaftliche Kenntnisse außerhalb der Universtät geschätzt werden. Mehr als einmal war er ohne Brod, ohne Bett, ohne Kleidung. Er wäre unfehlbar Hungers gestorben, wenn er nicht als Mitarbeiter an einem Magazin ein geringes Einkommen gehabt hätte. Einst schrieb er, in einem Anfall gänzlicher Entmuthigung, seine eigene Lebensbeschreibung und veröffentlichte sie durch eine unserer monatlichen Revuen. Die Ereignisse, durch einen schönen Stil gehoben, machten einen schmerzlichen Eindruck. Welche Demüthigungen hatte der junge Schriftsteller ertragen, welchen Entbehrungen hatte er sich unterwerfen müssen! Als Landstreicher war er von einem Friedensrichter der Provinz zum Gefängniß verdammt worden, er, dem man zu Driford den Lorbeer zuerkannt hatte. Doch es scheint, daß er, durch diese äußerste Beschimpfung empört, plötzlich alle Beredsamkeit aufbot und eine Philippika voll Feuer und Ingrimm aus dem Stegreife losdonnerte, so daß die Behörde, unwillkürlich verwirrt, sich verbunden glaubte, das eben ausgesprochene Urtheil zu widerrufen. Ich weiß nicht, ob er alle Worte jener Rede genau wiedergegeben hat, doch ich habe sie mehr als zehnmal mit stets neuer Bewunderung gelesen. Doch wie dem auch sey, E.'s Lebensgeschichte trug ihm nicht bloß das gewöhnliche Honorar ein. Wenige Tage darauf lief ein Brief in der Redaction der Revue ein, in der sie erschienen war, der den angenommenen Namen, mit welchem E. seinen Aufsatz unterzeichnet hatte, auf der Adresse trug und einen Wechsel von 20 Pfund enthielt. Er ermächtigte E. sogar, wenn diese Summe, ihn aus seiner Noth zu retten, nicht hinreichte, sich bei dem Banquier, an welchen der Wechsel lautete, mehr zahlen zu lassen, doch unter der Be-

dingung, daß er nicht nach der Quelle forsche, aus der diese Unterstützung komme.

E. nahm die zwanzig Pfund und forderte nicht mehr; denn bald darauf wurde er als Stenograph angestellt und bezog regelmäßige Einkünfte. Da faßte er den Entschluß, sich der Jurisprudenz zu widmen, und trat als Student in P. ein. Durch neue Unglücksfälle gerieth er wieder in Verlegenheit, da kam er in der höchsten Bedrängniß eines Tages zufällig in das Bureau der Revue, in der einst die Schilderung seiner Leiden gestanden hatte, dort fand er einen Brief unter seiner Adresse, welcher seit sechs Monaten hier lag, da der Redacteur die Wohnung seines früheren Mitarbeiters nicht kannte. Er kam von seinem unbekanntem Freunde, der ihn aufforderte, sich in der Stadt zu jemand zu begeben, den er ihm bezeichnete. Da E. ein so altes Datum sah, wollte er der Aufforderung nicht nachkommen. Ich erbot mich, an seiner Statt es zu thun, und fand einen wackeren Geschäftsmann, von dem ich, nach einigen Worten gegenseitiger Erklärung, alle Aufschlüsse erhielt, die ich wünschen konnte.

Der ungenannte Wohlthäter war sein eigener Bruder, welcher außerhalb Londons lebte und, durch die Erzählung des unglücklichen E. auf das tiefste bewegt, ihn in Zukunft mit allen seinen Kräften zu unterstützen beschloß. Ich glaubte, ihm die neuen Verlegenheiten des jungen Studirenden nicht verhehlen zu dürfen. Einige Wochen darauf war das nöthige Geld da; und als E. ins Amt eintrat, wollte sein großmüthiger Freund alle Kosten bezahlen und machte sich ein Vergnügen daraus, dem Gastmahle beizuwohnen, welches bei dem Amtsantritt gewöhnlich ist. Hierauf besorgte er E. eine passende Wohnung und setzte ihn in den Stand, die Einkünfte entbehren zu können, die er bisher noch für schriftstellerische Arbeiten bezogen hatte, damit es ihm möglich werde, sich ganz den Geschäften seines neuen Standes zu widmen.

P e r s i e n .

Wanderungen in Persien.

(Aus dem Tagebuche eines Französischen Reisenden.)

Wir verließen den 27. September 1840 Dschulfa (eine Vorstadt von Ispahan), um uns nach Persepolis zu begeben. Unser Gefolge bestand aus einem Reimandar, zwei Europäischen Bedienten, zwei Saïs (Armenischen Persern), dreizehn Maulthieren für den Transport unseres Gepäcks, drei Maulthiertreibern und fünf Pferden. Es war eine kleine Karawane. Man kann in diesem Lande, wo es keine Relais, keine Posten und keine Gasthäuser giebt, nicht anders reisen.

Den 28. September saßen wir um 6 Uhr des Morgens zu Pferde. Vor uns lag eine monotone und unfruchtbare Ebene, wo wir einer Maulesel-Karawane, die von Schiras kam, begegneten. Nach dem Frühstück, das wir neben einem Garten einnahmen, dessen Eingang uns verweigert wurde, erblickten wir eine Flur, die von Taubenhäusern, Gärten und einzelnstehenden Häusern ziemlich belebt war. Der Weg führt hierauf nach Süden.

Den 4. Oktober übernachteten wir in der zerfallenen Karawanseferai von Konakora, wo wir bereits eine Karawane von Kameelen antrafen, die von Schiras nach Ispahan ging. Hier endigt das traurige Thal, das wir von Ispahan aus durchwandert hatten.

Den 5. Oktober gingen wir über einen Berg und gelangten in das Thal Dehberd, in welchem zahlreiche Dörfer lagen. Am Abend nahmen uns eine Karawanseferai auf. Alles, was eine Karawanseferai dem Reisenden zu bieten hat, ist ein mehr oder weniger durchlöcherter Dach.

Am 6ten wurde unser Weg sehr schlecht; er führte über ein Gebirge, durch steinichte Engpässe, Felsen und über scharfe Kieselsteine. Am Abend sahen wir die Ruinen von Mader-i-Suleiman gegen Südwest in einer schönen Ebene, durch welche zwei Flüsse strömen; endlich hörte die monotone Gestalt des Landes auf, und unsere Blicke und unsere Phantasie weideten sich an einem herrlichen Gemälde. Wir lagerten neben dem vermeintlichen Grabe der Mutter Salomo's; man glaubt, daß Mader-i-Suleiman das alte Pasargada ist.

Das Grab von Mader-i-Suleiman liegt südwestlich von den Ruinen des großen Palastes; es ist aus weißen Steinen gebaut, die gut bearbeitet und ohne Mörtel über einander gelegt sind.

Die Erhaltung dieses Grabes verdankt man wahrscheinlich den Persischen Musulmanen, welche zu Ehren der Mutter Salomo's daraus einen heiligen Ort gemacht haben. Salomo wird in Persien sehr verehrt; die Persischen Legenden behaupten, daß er die Thiere sprechen lehrte, und daß er die sonderbarsten Verwandlungen bewirkte. Ein Arabischer Dichter erzählt Folgendes: „Eines Tages sah Salomo an der Thür einer Hütte einen Greis stehen, der sich den Bart zerraupte; er ging auf ihn zu und fragte ihn nach der Ursache des Kummer, der ihn zu dieser traurigen Handlung treibe. Der Greis antwortete: „O, Reisender, ich bin reich; denn meine Kameele sind zahlreich und meine Mutterpferde fast immer trüchtig; ich könnte einen Palast bewohnen, aber aus Eifersucht und Liebe habe ich diese Hütte, die einen Schaf birgt, zur Wohnung gewählt. Du scheinst mir gut und diensfertiger zu seyn; auch will ich dir aus Erkenntlichkeit für deine Theilnahme an meinem Schmerze meine Seele eröffnen. Der Schaf, welchen ich hier habe, ist weder ein ausgezeichnete Renner, noch eine kostbare Perlschnur, noch ein Damascener Degen, noch ein mit Diamanten gefülltes Kästchen: es ist ein lebendiger Schaf, welcher zwei Sterne statt der Augen und die Gestalt einer Huri hat. Dieser Schaf ist jung, aber ich bin alt; meine schöne Sklavin hat ihren Namen im Himmel empfangen,

denn sie heißt Rischma (Stern). Ihr Haar ist schwarz wie Ebenholz und duftet wie Weibrauch und Myrrhen; ihr Mund eine geöffnete Granate; sie ist groß und schlank, und ich schwachte vor Liebe zu ihren Füßen. Rischma ehrt mich, wäscht meine Füße, parfümirt meine Hände und meinen Bart und sagt zu mir: „Mein Vater!“ Wenn die Nacht kommt und ich meine Lampe anzünde, da weint oder lacht sie: sie weint aus Mitleiden; sie lacht aus Spott; meinen Küffen setzt sie Thränen oder ironisches Lächeln entgegen.“

„Nun!“ sagte jetzt Salomo, „weißt du ein Mittel gegen dein Unglück?“

„Ach!“ erwiderte der Greis, „wenn meine Runzeln verschwänden, wenn mein Blut in meinen Adern sich versängte, wenn meine Haut der Seidenhaut der Aprikose gleiche; so würde Rischma nicht mehr weinen und nicht mehr lachen; sie würde ernst und verliebt werden.“

Salomo berührte die Augen des Greises; die trüben und weinerlichen Augen wurden glänzend und hell wie der Krystallspiegel einer Quelle; er zog dann an seiner Nase, und eine andere Nase, weder lang, noch kurz, noch dick, entstand unter der Hand des Weisen; er hauchte in seinen Mund, und an die Stelle der alten schmutzigen Zähne und der Zahnlücken traten schöne Elfenbeinzähne. Nachdem Salomo alle Theile des Körpers berührt hatte, war unter der Hand des Weisen eine vollständige Verwandlung vorgegangen. Der Greis betrachtete sich im Spiegel; und da er sich für einen Anderen hielt, legte er seine Hand ans Herz und grüßte sein Ebenbild. Aber die Zauberwelt Salomo's erstreckte sich nur auf die Oberfläche des Körpers; er konnte das Innere nicht ändern; der Greis behielt sein kaltes Blut und seine langsame Phantasie; dem Aeußeren nach war er jung, dem Inneren nach alt. Er versuchte nun die Verwandlung, die ihn nöthigte, eine doppelte Rolle zu spielen; er dachte und sprach wie ein Alter, während die Gestalt und die Haltung seines Körpers seine Worte und Meinungen Lügen strafte. Seine schöne Sirkassische Sklavin weinte und lachte jetzt noch mehr als vor der Verwandlung.“

Wir hielten uns zwei Tage unter diesen Ruinen auf. Den 9ten um 6 Uhr des Morgens reisten wir nach Persepolis ab. Nachdem wir Mader-i-Suleiman verlassen hatten, kamen wir durch enge Thäler, welche von hohen Bergen eingeschlossen waren; der Weg führte den Fluß Magaub entlang, dessen Ufer mit Weiden, Pappeln und Parzibäumen bepflanzt sind; die Samenkörner dieser letzten Bäume werden zum Färben gebraucht. Wir lagerten uns neben diesem Flusse. Am anderen Morgen gingen wir auf Rakshi-Rustam zu. Links sahen wir die Ruinen von Iskafar, was eigentlich das alte Persepolis ist. Nach drei Stunden Weges waren wir einem Felsen gegenüber, in welchem die alten Perser vier Königsgräber gebaut und darin mehrere Vasen angebracht hatten. Wir hielten uns nur kurze Zeit in dieser mit Trümmern bedeckten Gegend auf. Unsere Zelte wurden in einem Garten des Dorfes Hassan-Abad aufgeschlagen; der Ket-Kobah verweigerter uns unhöflich ein Haus, aus keinem anderen Grunde, als weil wir ihm unrein zu seyn schienen. Uebrigens wird der Ferman des Schah in der Provinz Pars wenig respektirt; daher entschlossen wir uns, unseren thätigen Meimandar nach Schiras zum Statthalter der Provinz zu schicken, um von diesem Persischen Beamten einen Ferman für seine Provinz, eine Schutzwache und Vorrath zu erbitten. Nach fünf Tagen kam der Meimandar mit einem Ferman, drei Soldaten, die eine schlechte Miene machten, und mit Vorrath wieder zurück; er hatte auch die glückliche Idee gehabt, uns eine Probe von jenem Wein von Schiras mitzubringen, den die Persischen Dichter so sehr besungen haben und der unter anderen auch die Eigenschaft hat, vor dem Fieber zu schützen. Zur Ehre dieses Weines will ich die Strophen hieher setzen, zu welchen er den berühmten Hafi's begeistert hat:

Ein Zauberer fing einen Sonnenstrahl,
Und legt' in einen Tiegel ihn hinein
Und schmolz ihn an des Feuers rothem Schein:
Zu goldnen Tropfen ward der Sonnenstrahl.

Die goldnen Tropfen mischt' er dann mit Thau.
Ein Spise hat den Thau mit vielem Fleiß
Gesammelt auf des Zauberers Gebeth
Einst auf des Paradieses Blumenau.

Der Zauberer nahm dann Trauben, voll und schön,
Die nur gereift auf Schiras' grünen Höhen,
Und preßte sie und mischt' ihr rothes Blut
Dann mit dem Thau und Strahl zu einer Stuhl.

Der Sonnenstrahl, der Thau, der Traubensaft
Verriethen in der Mischung ihre Kraft.
Daraus entstand der Nektar, rein wie Gold,
Der wie ein Feuer in den Adern rollt.

Den 8. Dezember gelangten wir nach Schiras. Diese Stadt ist mit einer Mauer umgeben, auf welcher mehrere Thürme gebaut sind, und hat fünf Thore. Um diese Mauer zu umgehen, bedarf es einer Zeit von 1½ Stunden. Die Basars von Schiras sind in der That schön; auch hat diese Stadt ziemlich gute Häuser; die älteste ihrer Moscheen ist im J. 1226, zur Zeit der Kreuzzüge von Saub-Altabay, gebaut worden; der Name dieser Moschee ist Maschid-Zumab; sie fällt jetzt in Trümmer. Meine Liebhaberei für Moscheen brachte mich oft in Gefahr, wenn ich diese heiligen Gebäude zeichnen wollte. Von meinem Meimandar begleitet, trat ich in den Hof und fing an, eine Skizze von dieser Moschee zu entwerfen. Aber in Athen eine Moschee zeichnen, gilt für ein Verbrechen; nichts erregt mehr

den Zorn der frommen Muhammedaner, als diese Kühnheit. Bald wurde ich auch von einem wüthenden Geschrei in meiner Arbeit gestört; sechs Mollahs stürzten auf mich los und schimpften mich einen Christenhund; ich vermehrte noch ihre Erbitterung, indem ich mich stellte, als wollte ich sie in ihrer heiligen Wuth portrairen; einer von ihnen rief das Volk zusammen; häßliche Gestalten eilten auf den Ruf des Priesters herbei und fingen an, mich zu steinigen. Ich schwang mich auf mein Pferd und galoppirte davon; die Steine flogen hinter mir her, und ich gelobte, nie wieder Moscheen zu zeichnen.

Der Palast des Statthalters ist ein großes Gebäude, von Mauern und Thürmen umgeben; es enthält geräumige Zimmer und große Gärten; dieses Gebäude ist zugleich ein Palast und eine Citadelle. Schiras zählt nur 3 Armenische Häuser und 100 jüdische; alles Uebrige ist muhammedanisch. Die Bevölkerung ist abergläubisch und aufrührerisch.

Ich habe das Grab des Dichters Sadi gesehen; es liegt südöstlich von Schiras, ungefähr 4 Stunden von der Stadt entfernt. Es ist ein Sarkophag von Kalkstein, der mit Inschriften fast ganz bedeckt ist. Neben Sadi's Grabe fließt eine Mineralquelle, der verschiedene Heilkräfte zugeschrieben werden. Die letzte Wohnung des Dichters lag in einem Thale, das von hohen Bergen umschlossen war; nicht weit davon befindet sich der berühmte sehr tiefe Brunnen, in welchen man sonst die ehebrecherischen Frauen stürzte. Als ich diesen Brunnen besuchte, sagte mir ein Perser: „Wenn dieser Brunnen mit seiner ehemaligen Bestimmung in Europa existirte, so würde er bald voll werden.“ — Was werden die Europäer von dieser Meinung denken, welche die Perser von der Treue unserer Damen haben?

Mannigfaltiges.

— Geschichtliche Lieder der Franzosen. Unter dem Titel: Chants historiques Français hat der gelehrte Französische Literat, Herr Lerour de Vincy, die Herausgabe einer Sammlung historischer Lieder begonnen, welche die Zeit vom 12ten bis zum 18ten Jahrhundert umfassen wird. Wenn man sich des bekannten, vor der Revolution seine volle Wahrheit habenden Ausspruches erinnert, daß Frankreich eine durch Lieder gemäßigte Monarchie sey (une monarchie tempérée par des chansons), so wird man die historische Bedeutung einer solchen mit Kritik und Geschmac veranstalteten Sammlung auch anerkennen müssen. Vorläufig ist der erste Band erschienen, dem bald ein zweiter folgen wird. Herr Lerour hat diesem ersten Bande eine gründliche Einleitung vorangeschickt und die Lieder selbst mit zahlreichen erläuternden Noten begleitet. Wir denken auf dieses interessante Werk, sobald es vollendet seyn wird, ausführlicher zurückzukommen.

— Prophetische und National-Lieder. Scheinbar als Seitenstück zu obiger Sammlung, hat gleichzeitig ein Herr Sebastian Rheal „Chants nationaux et prophétiques“ herausgegeben; denn so wie jene an die historische Vergangenheit, so hält sich dieser an die Zukunft. Doch Herr Rheal ist bloß einer von den Französischen Weltschmerz-Dichtern gewöhnlichen Schlages; er haucht seine Seufzer über die heutige Societät und über die Politik von gestern und morgen in Zamben und Alexandrinern aus. Schade nur, daß zwischen seinem Vorbilde, Lord Byron, und Herrn Rheal eine so ungeheure Kluft ist, wie die zwischen wirklicher Poesie und dem Mangel derselben. Herr Rheal verzweifelt an der Gegenwart, aber er glaubt an die Zukunft; doch wir fürchten, die Zukunft werde sich nicht revanchiren, denn diese wird nichts von Herrn Rheal wissen. Nikolaus Becker und Herr v. Lamartine bekommen Beide ihr Theil von dem Sänger der Zukunft; der Erste, weil er meint, der Rhein werde immer Deutsch bleiben, und der Zweite, weil er darauf Worte des Friedens angestimmt. Ja, Herr v. Lamartine muß sich von Herrn Sebastian Rheal sagen lassen: „L'esclave est sans patrie, il chante ses vainqueurs.“ Das Wort ist vortrefflich; auch wir Deutsche denken so, aber wir wissen nicht, weshalb es auf Herrn v. Lamartine anzuwenden sey.

— Eisenbahnen und Posten. Die Railway-Times sagt: Auch in Bezug auf den verderblichen Einfluß, den die Eisenbahnen auf den Verkehr der Posten und des Personen-Fuhrwesens üben würden, hat sich die öffentliche Meinung geirrt, wie dies so häufig geschieht, wenn sie die Folgen einer großartigen Verbesserung im Voraus berechnen will. In Brüssel gab es vor Errichtung der Belgischen Eisenbahnen nicht mehr als sechzig öffentliche Personenwagen, die für die Beförderung von Reisenden bestimmt waren; jetzt zählt man deren über 300. In England hat sich seit dem Jahre 1838 der Ertrag der Abgabe von Postpferden von 237,352 auf 212,635 Pfd. und der der Abgabe von Personen-Reisewagen (auf Landstraßen, nicht auf Eisenbahnen) von 462,000 auf 407,040 Pfd. jährlich vermindert. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Abgabe selbst seit jenem Jahre von der Regierung herabgesetzt worden. Wie gering erscheint jedoch jene Verminderung, wenn man dabei erwägt, welche ungeheure Masse von Reisenden jetzt und seit drei Jahren auf den Eisenbahnen befördert wird?